

btb

Buch

Stellenbosch, Südafrika: Im Eerste River wird die Leiche einer weißen Frau gefunden. Inspector Eberard Februarie, der auf den brisanten Fall angesetzt wird, hat jedoch ganz andere Probleme: Nach seiner Scheidung wird er von depressiven Stimmungen gequält und bekommt eine Therapie verordnet. Zum Glück scheint der Mordfall schnell aufgeklärt. Alle Spuren führen zu einem dubiosen Nachtclub, in dem die Studentin zuletzt gesehen wurde. Ein illegaler Einwanderer aus Burundi, der dort angestellt ist, wird festgenommen. Doch Februaries resolute Assistentin Xoliswa Nduku drängt darauf, die Ermittlungen wieder aufzunehmen...

»Nicht einfach nur ein Krimi, sondern auch eine herausragende Geschichte über die Komplexität menschlicher Erfahrung« *Pretoria News*

Autor

Andrew Brown, geboren 1966, war früh politisch aktiv, u.a. im Afrikanischen Nationalkongress. Während seines Jurastudiums erhielt er nach einer Konfrontation zwischen Polizei und Studenten eine Gefängnisstrafe, die in einem Berufungsverfahren am Cape High Court abgewendet wurde. Dort ist Brown inzwischen als Anwalt tätig. »Schlaf ein, mein Kind« wurde mit dem wichtigsten Literaturpreis Südafrikas ausgezeichnet, Andrew Brown gilt als die neue Stimme in der Literatur des Landes. Er ist verheiratet und hat drei Kinder.

Andrew Brown

Schlaf ein, mein Kind

Roman

*Deutsch von
Mechthild Barth*

btb

Die südafrikanische Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel »Coldsleep Lullaby« bei Zebra Press, Kapstadt.

Dies ist ein fiktionales Werk, das keinen Anspruch auf historische Genauigkeit legt. Bei der Beschreibung der Geschichte der Kapkolonie und des Weinanbaus unter Gouverneur Simon van der Stel wurde jedoch der Versuch unternommen, die historischen Fakten abzubilden.

Ein Glossar mit Erklärungen zu fremdsprachigen Begriffen und eine Auswahl der Wiegenlieder im Original finden sich im Anhang.



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich bewirtschafteten Wäldern und anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. GFA-COC-1223

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Print* liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung August 2009

Copyright © der Originalausgabe 2005 by Andrew Brown und Zebra Press

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2009 by btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagfoto © John Foley / Trevillion Images

Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin

Druck und Einband: CPI - Clausen & Bosse, Leck

UB · Herstellung: SK

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-73951-6

www.btb-verlag.de

Für meinen Vater

*O skoonheid van die lyf, jy slaat
óp uit die aarde soos die rooi vonk
uit die vuursteen spring; wild en jonk
is nog die skoonheid van die lyf op die swaar aarde
waaruit hy rank, hy ken sy waarde
nog half maar en die ver blom nog nie
waarheen hy groei en reik; maar dié
wat skoonheid en hoogheid dra as las
en ver verlange, is 'n vreemde ras
van mense en bloot aan veel gevaar.*

*O du Schönheit des Leibes, die aus der Erde bricht,
wie vom Feuerstein das rote Glühn
des Funkens springt. Jung und kühn
ist noch die Schönheit des Leibes, die unbeschwert
aus dunklem Boden rankt. Sie kennt ihren Wert
erst halb und nicht die Blüte, zu der in fernen Tagen
sie wächst und zielt. Doch jeder von denen, die
Schönheit tragen
und Hoheit als fernes Sehnen und eine Last,
ist unter den Menschen ein fremder Gast
und ausgeliefert vieler Gefahr.*

NP VAN WYK LOUW, RAKA

Sie trieb in der trägen Strömung. Ihre Zehen wurden von den Gräsern und Algen liebkost, die am schlammigen Flussufer wucherten. Obwohl erst früh am Morgen, war das Wasser bereits warm. Die Februarsonne brannte hell herab und versengte die zarten Wolken, die unter ihr vorbeizogen. Die Luft war nicht mehr von morgendlicher Feuchtigkeit erfüllt, dafür durchdrang die stechende Trockenheit des Sommers schon die Täler und legte sich auf die strohgedeckten Dächer der Farmen. Die Wassertropfen auf den Rebstöcken, die vor Sonnenaufgang besprengt worden waren, hatte bereits der Wind davongetragen; zurückgeblieben war nur ein Hauch von Schwefel auf den Blättern. Die Kieswege vor den Hütten der Arbeiter waren staubtrocken. In der Ferne flirrten die asphaltierten Straßen in der zunehmenden Hitze; nur hier und da wurde die Luftspiegelung durch die ersten Lastwagen durchbrochen, die Stellenbosch Richtung Kapstadt verließen. Das frühmorgendliche Surren und Zirpen der Blatthornkäfer und Zikaden hatte aufgehört. Tauben gurrten jetzt leise auf den Telefonleitungen, und die Singvögel hatten sich tief in die dornigen Schatten der Beerensträucher zurückgezogen.

Drei Jahrhunderte früher hatte sich der neu ernannte Gouverneur des Kaps bei einer ähnlichen Hitze auf den Weg ge-

macht. Zwar hatte die Sonne nicht ganz so heftig gebrannt, da es November war, doch für den Ausländer war es trotzdem drückend heiß gewesen. Er hatte seine Pferde an das kühle Brackwasser geführt. Es war der erste Fluss nach der kleinen Siedlung; er und seine Begleiter hatten am Ufer Halt gemacht und das Wasser in großen Schlucken zu sich genommen. Dankbar hatten sie den Fluss Eerste River genannt. Er wurde Zeuge der sich wandelnden Zeiten. Jahrhundertlang füllte er die Straußeneier, die von den San als Wasserbehälter benutzt wurden; er stillte den Durst der neuen Kolonialherren ebenso wie den Durst ihrer Pferde; er bewässerte die ersten Weinstöcke; er erlebte, wie die kleine Siedlung wuchs. Und er beeinflusste das Schicksal der Bewohner, der holländischen und der englischen Herren und ihrer Sklaven, die es aus verschiedenen Ecken der Welt hierherschlagen hatte. Der Fluss wusste von ihren Träumen, ihren verzweifelten Hoffnungen – wie Zweige in seine Strömung geworfen, aus der kleinen Stadt zum Meer hinausgetragen.

Jetzt floss der Eerste River gemächlich in seinem Bett dahin, von Gras und Steinbrocken flankiert oder auch behindert. Fremdländische Bäume – Kiefern, Eukalyptus und Platanen – säumten sein Ufer, ihre Wurzeln schlängelten sich in sein Wasser. Der Simonsberg, Jonkershoek und Pieke blickten ins Tal hinunter, hielten es umschlossen und lenkten den Fluss zu ihren Füßen. Die Stadt »Van der Stel se Bosch« schmiegte sich an die niedrigen Hügel und Hänge, sicher und scheinbar ruhig.

Inzwischen liefen junge Frauen mit erhitzten Wangen und locker fallenden Baumwollkleidern die Hauptstraßen der Universitätsstadt entlang – ebenso wie junge Männer mit Ziegenbärten und staubigen Sandalen. Die jungen Leute wirkten zu groß und ungelenk für ihre jugendlichen Körper. Meist schoben sie Fahrräder neben sich her und schlenderten

ohne Hast in die ersten Vorlesungen des Tages, mit der gemächlichen Gelassenheit von Studenten. Einige blieben im Schatten der alten Eichenbäume stehen – ein schlecht gewähltes Geschenk der Ausländer an die Eikestad –, drückten eine Zigarette an der verlaufenen Tünche der Gartenmauern aus oder wühlten in ihren Rucksäcken, ehe sie durch das gleißende Licht des Morgens weiterliefen.

Die Eichen beherrschten das Stadtzentrum. Ihre asymmetrischen Stämme waren unten verdickt und verjüngten sich nach oben hin. Gewaltige Äste wuchsen an unerwarteten Stellen hervor und verzweigten sich unregelmäßig, schwer und mit wenig Laubwerk. Die älteren Bäume waren am Fuß dick angeschwollen, was ihnen ein fast surreales Aussehen verlieh, da sie mit den Bürgersteigen zu verschmelzen schienen. Einige hatten riesige Hohlräume in der Mitte des Stammes, wo das Holz von grauen Eichhörnchen und Käfern weggefressen oder verrottet war. Hier wucherte weißer und orangefarbener Schwamm. Die Gleichmäßigkeit der wenigen Zypressen und Pinien unterstrich noch das majestätische Aussehen der Eichen.

Leiwasser rann die Wege entlang, unter geschwungenen Fußgängerbrücken hindurch, um in Abflüssen zu verschwinden oder an Orten, die von weiß getünchten Mauern umgeben waren. Das Wasser kam unter asphaltierten Straßen hervor, lief über Moosflechten und leuchtend grüne Algen. Herabgefallenes Eichenlaub, von der Sonne braun gekräuselt, verschrumpelt wie tote Chamäleons, säumte die Ufer der Kanäle. Hier fanden kleine schwarze Flusskrebse, schimmernde Tausendfüßler und Asseln eine feuchte Zuflucht. Chipstüten aus Zellophan und zusammengeknüllte Zigaretenschachteln spitzten unter dem Laub hervor und glitzerten in der Sonne. Der Duft der Guaven mischte sich mit den Abgasen der Touristenbusse und der Taxis.

Sie trieb im Fluss, ohne das Zunehmen der Hitze zu bemerken. Das starke Licht ließ das Brackwasser um sie herum leuchten, die Sonnenstrahlen durchdrangen die braun-orangefarbene Oberfläche. Ein Krallenfrosch schwamm hastig an ihr vorbei. Er stieß sich wie ein Eisschnellläufer mit seinen Hinterbeinen ab, während er die Vorderbeine nach vorne ausstreckte. Sie schwamm mit dem Gesicht nach unten. Wie feine Tentakel umrahmten die Haare ihren Kopf und schwebten quallengleich über den Libellenlarven, die sich im trüben Schlamm unter ihr tummelten. Ihre Brüste bewegten sich fast unmerklich in der leichten Strömung, blass im Vergleich zu den dunklen Farben, die sie umgaben. Die Brustwarzen waren im lauwarmen Wasser weich und glatt.

Ein Ibis mit glänzendem Gefieder beobachtete sie aufmerksam und wartete darauf, dass sie vorüberschwamm. Im Sonnenlicht schimmerten seine Flügel metallisch rot und blau. Der Krallenfrosch vergrub sich neben einer Bierflasche im Schlamm. Das grüne Glas war von Schlick überzogen und die Banderole von kleinen schwarzen Frischwasserschnecken und den raspelnden Mäulern von Kaulquappen abgenagt. Als kleines Mädchen hatte sie solche Kaulquappen oft gesammelt; sie hatte sie in ebendiesem Fluss gefangen, nur etwas weiter unten, wo das Wasser über ein Wehr floss und eine Zeitlang stärkere Strudel bildete, ehe es sich auf das Farmland ergoss. Sie hatte die Tierchen von den flachen Steinen am Ufer geholt, wo sie sich von dem Schock erholten, über die Platte gerissen worden zu sein. Dann hatte sie die Kaulquappen in Marmeladegläsern nach Hause getragen und in ein kleines Aquarium geschüttet.

Dort färbte sich das Wasser nach einer Weile trüb und erfüllte ihr Zimmer mit fauligem Geruch. Sie tauschte es jedoch erst aus, wenn es vor Algen ganz dickflüssig gewor-

den war und sich abgestandene Blasen bildeten, die auf der Oberfläche aneinanderklebten. Dann schüttete sie das Wasser weg und fing dabei die Kaulquappen mit einem Netz ein, während sie hilflos dem Abguss entgegenzappelten. Es war eine wimmelnde schwarze Masse, deren einzelne Körper erst zu erkennen waren, nachdem sie das Aquarium mit frischem Wasser gefüllt und sie wieder dorthinein gekippt hatte. Schließlich saß sie davor und bewunderte die Veränderungen, die eingetreten waren. Das war der schönste Teil, wenn sie vergleichen konnte, wie sich jedes ihrer Mündel unbemerkt verwandelt hatte: die kleinen Gliederknospen, die sich plötzlich zeigten, die Ruderschwänze, die geschrumpft und als Nährstoff vom wachsenden Körper aufgenommen worden waren, die runden Schmolmmünder der Kaulquappen, die sich in die Schlitzmäuler der Frösche umformten.

Sie trieb jetzt auf das Wehr zu. Das Rauschen des Wassers wurde lauter. Eine große Kaulquappe schwamm mutig zur Oberfläche und tauchte knapp neben ihren Haarstrahlen auf, ehe sie sich hastig wieder in den Schutz des dunklen Grundes verzog. Jemand stieß mit einem schwarzen Schlagstock gegen ihren Schenkel und drückte ihre Hüften unter Wasser, so dass sich ihr Oberkörper leicht nach oben bog. Der Krallenfrosch hinterließ eine wirbelnde Schlammwolke, als er davonschwamm.

Ein junger Polizist stand am Ufer. Seine schwarzen Stiefel drückten vorne in den feuchten Morast. Die nackte Frau im Fluss wirkte friedlich und doch gespannt, als ob sie nur darauf wartete, jeden Moment herauszuspringen, ihn lachend mit Wasser zu bespritzen und mit dem Finger auf ihn zu zeigen. Er stieß sie kein zweites Mal an, sondern blickte sich um. Er wollte erst sehen, wer ihn beobachtete. Ein Pärchen, das mit seinem Hund spazieren gegangen war, stand in respektvoller Entfernung. Die beiden hielten sich an den Hän-

den und redeten gedämpft miteinander. Er wandte sich erneut der Frau im Fluss zu.

Ihr Körper wirkte trotz der Erschlaffung durch das Wasser geschmeidig. Er fragte sich, wie alt sie sein mochte. Ihre Fersen waren glatt und zeigten keinerlei Anzeichen einer rauen, rissigen Haut, wie sie die Armen oder die Obdachlosen oft aufwies. Ihr rundes Gesäß tauchte aus dem Wasser auf. Eine faltenlose Linie verlief von ihren Lenden über die festen Backen bis zu ihren Oberschenkeln. Er konnte nur einen der Arme sehen, dessen unterer Teil von ihrem Kopf bedeckt war. Ihr zweiter Arm wurde durch den Schlamm und die Überreste von Zeitungen und Verpackungen gezogen, die sich am Grund des flachen Flusses angesammelt hatten. Ihre Haare waren um den Kopf gebreitet. Abgebrochene Zweige und herabgefallene Blätter hatten sich in den Strähnen verfangen. Ein kleiner schwarzer Käfer suchte Zuflucht vor dem Wasser und kletterte hastig auf eines der Haarbüschel.

Der Polizist wandte seine Aufmerksamkeit erneut ihrem Rücken und ihren Beinen zu. Ein schmaler weißer Streifen, der von den Bändern eines Bikinihöschens stammen musste, stach vom der gebräunten Haut ihrer Lenden und Schenkel ab. In der Mitte zeigte ein kleines weißes Dreieck mit der Spitze aufreizend zwischen ihre Gesäßbacken, als wollte es sich dorthin davonstellen.

Ihm fiel auf, dass nichts Vergleichbares auf ihrem Rücken zu sehen war – kein schmaler Streifen, der von einem Bikinioberteil oder einem BH herrühren konnte. Nur glatte braune Haut erstreckte sich von den Schultern bis zu der weißen Linie um die Hüften.

Er spürte, wie sein Hals trocken wurde, und wischte sich die Hände an der Hose ab, während er sich mit den Stiefeln tiefer in den Morast grub. Wasser lief über das polierte Leder und machte die schwarzen Baumwollschnürsenkel nass.

Ihr Arm schleifte jetzt am Ufer entlang und unterbrach so die sanfte Bewegung ihres Leibes im Rhythmus der Strömung.

Der junge Constable trat einen Schritt vor. Das Wasser presste gegen ihre Schenkel, und der Druck drängte sie in seine Nähe. Vorsichtig beugte er sich über den nackten Körper. Seine Wangen röteten sich vor jugenhafter Erregung. Da rutschte er mit dem Fuß aus und glitt in den Morast. Panisch versuchte er, nicht das Gleichgewicht zu verlieren, und spritzte dabei so heftig mit Wasser, dass der Ibis empor kreischend davonflog. Während der Polizist um seine Balance kämpfte, prallte er mit dem Bein gegen ihre Hüfte. Die Festigkeit ihres Körpers und die unerwartete Berührung ließen ihn zusammensucken. Er biss die Zähne aufeinander, um nicht laut zu fluchen. Dennoch gab er einen grunzenden Laut von sich und fiel rücklings auf das Ufer, das er hastig hochrobbte.

Nach einigen Metern ließ er sich beschämt keuchend ins Gras sinken. Der Mann hinter ihm rief etwas. Es klang nach einer Frage, die der Polizist ignorierte. Stattdessen rutschte er wieder zum Wasser hinunter. Sie wartete auf ihn, lag scheinbar schlafend da, als er näher kam. Mit dem Schlagstock fest in der Hand lehnte er sich vor. Der runde Kopf des Stocks drückte gegen sie, vermochte sie jedoch nicht von der Stelle zu bewegen. Der Polizist trat etwas näher – nahe genug, um mit der Hand unter sie zu gleiten und sie hochzuheben. Nahe genug, um über ihren Rücken zu streichen. Doch er berührte sie nicht, sondern drückte nur stärker mit dem Schlagstock gegen sie. Sie begann, sich im Wasser um die eigene Achse zu drehen. Die Sonne brannte unerbittlich auf seinen Nacken. Er fühlte sich verschwitzt und schmutzig.

Jetzt sah er ihren zweiten Arm, der schlaff auf ihrem Bauch lag – kraftlose Muskeln in braunem Wasser. Sie wand-

te sich ihm langsam zu, zeigte nach und nach ihren Körper. Noch immer verbarg sie jedoch ihr Gesicht. Während der Drehung hielten ihre Beine für einen Moment am höchsten Punkt inne, ehe sie übereinanderglitten und ins Wasser zurückfielen. Endlich wandte sie ihren Oberkörper der Sonne zu, während ihre Füße im Fluss verschwanden. Der Bikinistreifen schimmerte hell. Er verlief knapp oberhalb der kleinen Pünktchen, die von ihren rasierten Schamhaaren herührten. Der junge Polizeibeamte bemerkte, dass die Veränderung ihrer Lage den Körper dazu brachte, zu sinken. Notgedrungen streckte er die Hand aus. Einen Moment lang hielt er den Atem an und fasste dann nach ihrem Arm. Ihre Haut fühlte sich formbar wie weiches Plastik an. Er schüttelte sich unwillkürlich, zog den Körper jedoch bis an sein Bein heran. Eine schlaffe Brust strich über sein Hosenbein.

Noch immer war ihr Gesicht nicht zu erkennen. Ihre verfilzten Haare hingen ihr in feuchten Büscheln ins Gesicht. Er ließ ihren Kopf unter die Wasseroberfläche sinken, während er sie am Arm festhielt. Das Wasser spülte die Strähnen von ihren Augen. Ihr Gesicht, teilweise noch immer von Haaren verdeckt, tauchte wieder auf. Jetzt starrte die Frau den jungen Polizisten direkt an.

»Fok!« Er zuckte erschreckt zurück, als ob er sich verletzt hätte. Rückwärts stolperte er erneut das Ufer hinauf, während er leise vor sich hin fluchte. Das Pärchen zog sich hastig Richtung Straße zurück und klammerte sich beunruhigt aneinander.

Die dunkelbraunen Augen der Frau im Wasser waren weit aufgerissen und wirkten unversöhnlich. Sie war hübsch und schien noch sehr jung zu sein. Er hatte sie noch nie gesehen. Ihr Kopf verschwand erneut unter der Wasseroberfläche und tauchte dann wieder auf. Diesmal schwammen ihre Haare unter ihr, so dass man ihr ganzes Gesicht klar sehen konnte.

Eine offene Wunde – ein tiefer dunkelroter Schnitt mit leicht erhabenen Rändern – verlief über ihre Stirn. Klares Wasser tropfte seitlich aus ihrem eingeschlagenen Schädel.

»*Nee, nee, nee!*« Worte brachen aus ihm hervor, brannten auf seiner Zunge wie Erbrochenes. Ein Schwall unverständlicher Laute kam aus ihm heraus.

»Alles in Ordnung?«, rief der Mann von der Straße. Er schien nicht zu wissen, ob er zu Hilfe eilen sollte. Dem Polizisten war das Ganze sehr peinlich. Er wünschte sich, dass die Leute endlich verschwinden würden. Gleichzeitig wäre es ihm recht gewesen, wenn der Mann die Leiche der jungen Frau fortgebracht und seine Ehefrau ihn in die Arme genommen hätte. Ihm war zum Weinen zumute – vor Entsetzen, um die junge Frau im Fluss, um sich selbst.

»Brauchen Sie Hilfe?«, rief der Mann erneut, ohne Anstalten zu machen, sich von der Stelle zu bewegen.

»*Nee ... Nein*«, brachte der Constable mühsam hervor und drehte sich zu dem Paar um. »Alles okay. Ich ... Ich habe sie.« Er wandte sich wieder dem Fluss zu und spuckte aus.

Der junge Polizist lehnte an der Kühlerhaube seines Wagens. Das Metall war heiß, doch die harte Oberfläche und der Dieselgeruch hatten etwas Beruhigendes. Über Polizeifunk war knackend die Forderung nach Verstärkung in einem der angrenzenden Viertel zu hören. Das Paar bugsierte inzwischen seinen Labrador ins Auto. Währenddessen rang der Polizeibeamte noch immer um Fassung. Er dachte an seine Ausbildung in der Kaserne. Er dachte an seine Uniform. Er dachte an die 9-mm-Waffe, die er umgeschnallt hatte, und an den runden, glatten Kopf des Schlagstocks, den er nun berührte. Dann dachte er wieder an die Leiche und wie sie im Fluss trieb. Erneut begann er hektisch zu atmen.

Das Funkgerät im Auto schaltete sich ein. »Zentrale an

Philander. Constable Philander. *Kom in op daai Kode Agt. Code acht, bitte kommen. Over.*«

Constable Philander holte tief Luft und richtete sich auf. Sein Gesicht war nass von Schweiß und Tränen. Er wischte sich mit dem Oberarm über den Mund und hinterließ eine feuchte Spur auf der Haut. Ein Halbkreis aus verklebtem Schmutz war auf seinem Stiefel zu sehen, und an seinen Socken hatten sich Grassamen verfangen. Er öffnete die Beifahrertür des Wagens und ließ sich auf den durchgesehenen Sitz fallen. Die Waffe an seiner Seite bohrte sich ihm in den Oberschenkel. Das Funkgerät ließ den üblichen Piepton vernehmen, als er einen Knopf drückte.

»Philander an Zentrale«, gab er mühsam von sich. »*Jy kan dit... positief. Meldung an Zentrale. Positiv.*«

»*Positief!*«, antwortete es knackend. »*Wat bedoel jy positief? Wat gaan daar aan, man?*« Aber der Polizist antwortete nicht mehr.

Der Ibis kehrte ans Flussufer zurück, und die junge Frau starrte in den blauen Himmel hinauf. Sie blinzelte nicht, als sich die Moskitos über ihrem Gesicht versammelten.

RUHIG, MEIN KLEINES

*Ruhig, mein Kleines, sei jetzt still,
Papa ein Vöglein dir kaufen will.*

*Und wenn das Vöglein nicht mehr pfeift,
Papa zum goldenen Ringlein greift.*

*Und wenn das Ringlein nicht mehr schimmert,
Papa dir ein Spieglein zimmert.*

*Und wenn das Spieglein mal zerbricht,
Papa ein Zicklein dir verspricht.*

*Und wenn das Zicklein nicht mehr läuft,
Papa mit einer Kutsch' dich überhäuft.*

*Und wenn die Kutsch' zusammenbricht,
So bleibt dir doch das lieblichste Gesicht.*

Inspector Eberard Februarie stand vor dem Spiegel. Sein hellblaues Baumwollhemd war aufgeknöpft. Wasser lief ihm über das Gesicht und spritzte auf den Boden aus grauweißen Fliesen, zwischen denen abgesplitteter, vergilbter Fugenkitt zu sehen war. Die Toilette roch nach Desinfektionsmittel, derselbe beißende Geruch billiger Chemikalien, der das ganze Gebäude durchzog. Die Tage des Inspectors waren von diesem Geruch geprägt; er folgte ihm überallhin, drang durch Ritzen und um Ecken, umgab seinen Körper und hatte in seine Uniform Einzug gehalten. Es war der einzige Geruch, den er noch wahrnahm, seitdem seine Sinnesorgane beeinträchtigt waren. Eigentlich hatte er angenommen, das Kokain hätte seinen Nasengang zerstört, die zarte Membran verbrannt und seinen Geruchssinn weggeätzt, aber in Wahrheit verließen alle Sinne allmählich seinen Körper. So wie seine Gefühle abstumpften, wurden auch die Berührungspunkte mit der Welt außerhalb seines Bewusstseins immer weniger. Das Essen hatte keinen Geschmack mehr; die Geräusche klangen gedämpft und drangen wie aus großer Ferne an sein Ohr; alles, was er berührte, fühlte sich glatt und zugleich klebrig an. Doch das Nachlassen seines Geruchssinns fiel ihm am meisten auf. Inzwischen strömten alle Polizeistationen, in die er kam, denselben durchdringenden Geruch

aus. Auch die Korridore in den Gerichten wurden damit geputzt, und wenn er Verdächtige in den Untersuchungszellen ablieferte oder Häftlinge im Gefängnis aufsuchte, ging er an gesichtslosen dunkelgrünen Gestalten auf Händen und Knien vorbei, die dasselbe Mittel auf die ausgetretenen Linoleumböden kippten. Es war der Geruch des Staates, der Geruch seines Lebens als Gefangener, der ihn verfolgte – unpersönlich, beißend und durchdringend.

Die Seife auf dem Waschbecken, durch das Liegen im Wasser glitschig und weich geworden, hatte eine ungesunde rosa Farbe. Als er versuchte, sie in die Hand zu nehmen, löste sie sich in einzelne Stücke auf, die an blasse Nacktschnecken erinnerten. Die Wasserhähne waren von der Tinte verfärbt, mit der man Fingerabdrücke nahm. Jemand hatte versucht, in dicken schwarzen Buchstaben seinen Namen an die Wand zu schreiben. Mit blauem Kugelschreiber waren Nachrichten zwischen die schwarzen Lettern gekritzelt. *›Jonny Boy was hier.‹ ›Fok die boere.‹ ›Nog jare wat kom.‹* Das Handtuch neben dem Waschbecken konnte man nicht mehr gebrauchen, so abgenutzt und schmutzig war es. Es hing schlaff über einer Stange; in seiner Feuchtigkeit erinnerte es an die frisch abgezogene Haut eines Tieres. Scharniere ächzten, als ein Windstoß das Fenster öffnete. Der ekeleregende Gestank eines verstopften Abflusses drang aus einer Toilette. Das ist meine Welt, dachte Eberard.

Er seufzte. Erneut ließ er Wasser in seine hohlen Hände fließen. Zumindest das Wasser war kühl und sauber, während es über seine Finger spritzte. Das beruhigte ihn ein wenig, und noch einmal wusch er sich das Gesicht, ehe er sich aufrichtete. Sein aufgeknapptes Hemd klappte auf, und er starrte auf seine braune Brust. In seiner Phantasie sah er dort eine offene Schusswunde. Die Mitte war schwarz – ein Kreis aus nichts, hinter dem die Zerstörung des Körpers nur zu er-

ahnen war. Er hatte bereits mit genügend Schussverletzungen zu tun gehabt, um zu wissen, wie so etwas aussah. Die dunkelroten Ränder hatten die Farbe alten Blutes angenommen, während kleine Fleischfetzen in die Leere ragten. Er strich über die Falten seines Hemdes und stellte sich die Fäden vor, die durch den Einschlag der Kugel auseinandergerissen worden waren und nun an der Wunde klebten. Seltsam, dachte er – fasziniert von der makabren Vision –, seltsam, dass aus dem Loch nichts austritt. Irgendetwas müsste doch aus der Wunde kommen. Ein Blutstropfen oder Wundflüssigkeit. Die Bleikugel, von einer Maschine gefertigt, würde in seinen Körper eindringen, doch sein Körper würde nichts herausrücken. Jemand – wer wohl? – würde eines Tages auf ihn zielen. Man würde einen Schuss auf ihn abgeben. Aber er hätte nichts, womit er reagieren, nichts, was er zurückgeben könnte. Er versuchte, sich den Schmerz vorzustellen, den sein Körper in einem solchen Moment empfinden würde. Wäre er dumpf, als ob er einen Hieb in den Magen oder einen Schlag auf die Hüfte bekommen hätte? Oder wäre er stechend und klar wie ein Messerstich oder eine Verbrennung? Ich würde nicht nur den Schmerz zeretzter Haut spüren, dachte er, sondern auch den meiner zerstörten Organe und der gebrochenen Knochen in meinem Inneren.

Das plätschernde Wasser, das gurgelnd in den Abfluss lief, schreckte ihn aus seinen Überlegungen. Er fuhr mit der Hand über seine glatte Brust, die bis auf wenige Löckchen zwischen den schlaffer werdenden Muskeln haarlos war. Die Verletzung fühlte sich sehr real an. Fast schien es ihm, als könnte er die Hand ausstrecken und die Wunde berühren. Es war ein Leichtes, sich die Szene vorzustellen. Er starrte sich erneut im Spiegel an und sah wieder die Wunde. Doch den Schmerz vermochte er nicht zu fassen. Der Inspector hatte an dem Tag aufgehört zu empfinden, als er wegen star-

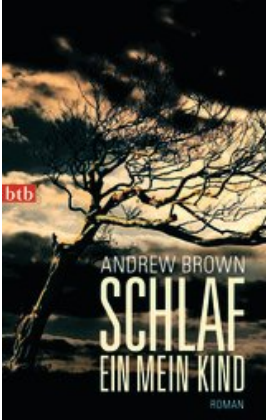
ker Stresssymptome in eine Klinik eingewiesen worden war. Durch seine Arbeit für das Drogendezernat war es für ihn ein Kinderspiel gewesen, an harten Stoff zu kommen und so sein Bedürfnis zu stillen, der Wirklichkeit zu entfliehen. Die Sucht hatte ihn im Würgegriff gehabt und seiner Karriere wie auch seiner Ehe die Luft abgeschnürt. Jetzt sehnte er sich danach, irgendetwas zu spüren, selbst wenn es der körperliche Schmerz durch eine Klinge oder eine Kugel gewesen wäre.

»Februarie!« Die Toilettentür wurde energisch aufgestoßen und knallte gegen die Wand. Eberard zuckte zusammen. Er fühlte sich ertappt, als ob er bei etwas Verbotenem erwischt worden wäre. Als ob er ein fremdes Tagebuch gelesen oder masturbiert hätte.

»Entschuldigen Sie, Inspector«, sagte der Revierleiter, ohne ihn anzusehen. »Telefon für Sie. Sie können den Anruf in meinem Büro entgegennehmen.«

»Einen Augenblick. Ich komme gleich.« Eberard drehte den Wasserhahn ab und knöpfte sein Hemd zu. Obwohl er sich am Morgen geduscht hatte, war sein Haar schon wieder klebrig und wirkte ungewaschen. Er strich sich mit den Fingern durch die Strähnen und wandte sich dann vom Spiegel ab, ohne sich noch einmal zu begutachten.

»Inspector.« Die tiefe Stimme seines Vorgesetzten klang wie immer Respekt einflößend. Der Hörer war von der Hand eines anderen unangenehm warm. »Sie müssen einen Fall übernehmen, in Stellenbosch.« Der Afrikaans-Akzent des Mannes am anderen Ende der Leitung war nicht zu überhören. »Das Dezernat für Gewaltverbrechen in Kapstadt hat nicht genügend Leute. Captain Fourie erwartet Sie im Leichenschauhaus. Er wird Ihnen alles Weitere erklären. Die Leiche wurde heute Morgen gefunden. Näheres ist nicht bekannt.« Der Commissioner räusperte sich. Schleim ver-



Andrew Brown

Schlaf ein, mein Kind

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-73951-6

btb

Erscheinungstermin: Juli 2009

Ausgezeichnet mit dem Sunday Times Fiction Prize, dem renommiertesten Literaturpreis Südafrikas

Stellenbosch, Südafrika: Im Fluss treibt die Leiche einer jungen Weißen. Die Öffentlichkeit hat den Täter schnell ausgemacht: Ein illegaler Einwanderer aus Burundi soll die Tat begangen haben. Doch was hat es mit den geheimnisvollen, bedrohlichen Schlafliedern auf sich, die Melanie gesammelt hat? Wusste sie um die Gefahr, in der sie sich befand? Und weshalb fehlt eine Seite aus ihrem Notizbuch? Detective Eberard Februarie, eigentlich damit beschäftigt, seine persönlichen Angelegenheiten zu regeln, lässt der Fall keine Ruhe. Und gemeinsam mit der resoluten Polizeianwärterin Xoliswa stößt er auf ein Ereignis, das tief in die verwobene Geschichte Südafrikas zurückreicht – und das noch immer lange Schatten wirft ...

 [Der Titel im Katalog](#)